

# Über Handschriftendeutung

Autor(en): **Dietz, Walthari**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853380>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Über Handschriftendeutung

von Walthari Dietz

Ist es nicht eigentlich merkwürdig, daß die Graphologie immer und immer wieder derer bedarf, die für sie eintreten, die den Versuch unternehmen, den Zweifelnden, Ungläubigen, Ablehnenden klarzumachen, zu beweisen, was eines Beweises eigentlich gar nicht mehr bedürfen sollte: daß eine Handschrift ureigentümlich ist ihrem Urheber, ureigentümlich nur diesem einen Urheber? Oder hat man je gesehen, daß die Zweifelnden, Ungläubigen, Ablehnenden je sich weigerten eine Rechnung zu quittieren, einen Scheck zu unterschreiben, eine Vollmacht zu unterzeichnen – damit in aller Stille voraussetzend, daß diese ihre bekannte Unterschrift gleichsam als Stempel ihrer Persönlichkeit gilt. Und haben eben diese Menschen nicht oft genug erklärt, diese oder jene Unterschrift sei gefälscht, rühre nicht her von dem, dessen Namen sie wiedergebe? Haben Sie alle, die zweifeln, damit nicht von vornherein sich mit den Grundvoraussetzungen der Graphologie einverstanden erklärt? – Und dies nicht seit gestern erst, nicht seit vorgestern, seit Jahrhunderten schon.

Und dennoch, es ist noch nicht so lange her, da verlachte und mißkreditierte man von seiten einer hochwohlloblichen Wissenschaftszunft den Physiologen Preyer, als er, erster und einziger der offiziellen Wissenschaft bis heute, auf dem internationalen Kongreß für Medizin in Rom lebhaft für die Graphologie eintrat und auf ihre außerordentliche Bedeutung hinwies. Man verschrie sie als Hokuspokus, Wahrsagerei aus dem Kaffeersatz, Spiegelfechtereier. Heute ist das etwas besser.

In der Renaissance finden wir die ersten Bemerkungen über individuelle Züge in der Handschrift, und zwar bei Shakespeare. Die erste Veröffentlichung über das Gebiet erscheint 1622: *Trattato come da una lettera missiva si cognoscano la natura e qualità dello scrittore*. Der Verfasser war Camillo Baldo, Professor der Medizin, in Bologna. Das Büchlein wird bald darauf ins Lateinische und 1876 von Michon ins Französische übersetzt. Baldo gelangt über die Problemstellung eigentlich nicht hinaus, von irgendwelcher Methodik ist noch gar nicht die Rede. Ein wenig weiter gehen die Untersuchungen von Lavater im

dritten Band seiner *Physiognomischen Fragmente*. Lavater besaß neben seiner vielgeschmähten und belächelten Überschwenglichkeit und Exaltiertheit immerhin ein sehr sicheres und klares Gefühl für lebendige Gegebenheiten, jene von Goethe gerühmte «Sehergabe», dank deren er mancherlei Zutreffendes über die Beziehung von Handschrift und Charakter des Urhebers herausfand. Der persönliche einmalige Schriftduktus war für ihn eine absolut feststehende Tatsache, wie er auch darauf hinwies, daß jeder Maler *seinen* Pinselstrich habe, den auch der willigste Kopist nicht nachahmen könne, ohne aus der Rolle zu fallen. Er weiß auch von National-, ja von Stadthandschriften zu berichten.

Lavaters Untersuchungen griffen etwas zu seiner Zeit durchaus in der Luft liegendes auf, was uns durch die vielen dilettantischen Versuche noch weiter verdeutlicht wird, die allerdings ihr Hauptaugenmerk meist auf die ästhetische Seite der Schrift richteten und insofern nur mittelbar mit der Graphologie in Beziehung gebracht werden können. Dahin gehören, um bekannte Namen zu nennen, Walter Scott, Humboldt, Mme. de Staël, Goethe. Letzterer versuchte zwar hin und wieder selber intuitive Deutungen, die sich allerdings hauptsächlich mit Besonderheiten irgendwelcher Schriften befaßten; er legte für seinen Sohn eine Autographensammlung an, er war auch davon überzeugt, daß die Handschrift eines Menschen seinem Charakter irgendwie adäquat sein müsse – aber die Möglichkeit einer methodischen Handschriftendeutung bestritt er.

In Frankreich veröffentlicht 1812 Edouard Hocquart ein kleines Büchlein *L'art de juger les caractères des Hommes sur leur écriture*.<sup>1)</sup> Er ist von Lavater angeregt; beschreibt eigentlich nur die Faksimiles seiner Schriftbeigaben und weist auf die Verschiedenheit der Schriften nach Alter, Geschlecht, Nation hin, versucht auch Schlüsse zu ziehen über Intelligenz, Auffassungsart etc., kommt aber im ganzen nicht sehr viel weiter als Lavater.

Für die Folgezeit kommt wesentlich dann noch Adolf Henze in Betracht, ein großer Praktiker, der hauptsächlich intuitiv vorgeht. Er richtet 1851 die erste graphologische Ecke – wie man heute sagt – in der *Leipziger Illustrierten Zeitung* ein, die sich eines außerordentlichen Interesses und Zuspruchs erfreute, sollen doch nicht weniger als 75,000 Analysen, bzw. Skizzen, von ihm innert zehn Jahren dort ver-

---

<sup>1)</sup> Deutsch veröffentlicht in *Zeitschrift für Menschenkunde*, Niels Kampmann, Heidelberg, IV/6.

faßt worden sein. Er charakterisiert den Gesamteindruck einer Schrift mit zweifellosem Können. Er ist meist witzig, oder tut wenigstens so, im Stil seiner etwas angekitschten Zeit und seiner Klientele. Ein paar Kostproben: « Ein entlaubter Flitterkranz auf dem Grabe der Liebe », « eine frisch gewaschene Weste mit galvanisch vergoldeten Knöpfen » etc. etc. Er schrieb als berühmter Mann ein Buch über den Gegenstand seiner Berühmtheit: *Chirogrammatomantie* mit einer großen Anzahl von Faksimiles. Er spielt sich darin als weissagende Pythia auf, die das Schicksal der Menschen orakelt, schmeichelt mit viel Geschick seiner Eitelkeit und vermeidet mit ebensoviel Geschick psychologische Erklärungen, Methode und Tiefgang.

Mit Henze sind wir am Ende der ersten tastenden Versuche angekommen, die in der Hauptsache vom Gefühl, von der Intuition ausgingen und sich bemühten, zu beschreiben, was durch das Gefühl gesehen wurde. Es kann darum von einer eigentlich psychologischen Einstellung zur Schrift oder einer physiologischen Untersuchung der Schrift noch gar nicht die Rede sein. Je mehr man aber auf dem beschrittenen Weg weitergeht und den Versuch unternimmt das Erfahrungsmaterial zu systematisieren, um so mehr wird man sich von der Psychologie, wie von der Physiologie der Schrift entfernen. Die Schrift wird zu einem starren Gebilde gerinnen, das sich aus allerhand Zeichen und Formen zusammensetzt. Man wird immer mehr versuchen, die Schrift einem meßbaren, errechenbaren System unterzuordnen und damit eines Tages in eine Sackgasse geraten, in der man die Schrift als ein wirklich lebendiges Gebilde gar nicht mehr erkennt und in der man sich von den noch außerordentlich lebendigen Deutungsversuchen eines Lavater gänzlich entfernt hat. Dies ist in der Tat eingetreten: in der französischen Graphologie.

Es ist wohl kein Zufall, daß die ersten systematisch methodischen Untersuchungen in Frankreich gemacht wurden; dem Land, das seit je in der Konvention einer Methode oder eines Systems exzellierte. *De la physionomie* von Jean-Baptist Delestre, 1866 erschienen, gliedert als erstes eine Handschrift nach Größe, Druckstärke, Neigungswinkel etc. Auch weist er bei Malern die Identität des Pinselstrichs mit der Schrift nach, spricht über Kinderhandschriften. Doch auf psychologische Erklärungen geht er nicht ein. Er hat mancherlei Brauchbares und Richtiges herausgefunden, versteht es aber nicht, Propaganda zu machen und gerät darum in Vergessenheit. Weshalb denn Jean-Hippolyte Michon zusammen mit dem durch Henze angeeiferten Händedeuter

Desbarolles vorgibt, die Graphologie entdeckt und ihr den Namen gegeben zu haben – wovon nur das zweite wirklich zutreffend ist. *Les mystères de l'écriture* stiften aber Unfrieden zwischen Michon und Desbarolles ob der Originalitätsfrage, was Michon zum Beweis der seinen zu dem neuen, selbständigen Buch *Système de graphologie* antreibt. Darin finden wir nun was wir oben andeuteten: die Lehre von den Zeichen, den « signes fixes », die bei seinen Nachfolgern dann zu schauerlicher Zeichendeuterei führt. Michon reduziert bis auf den Buchstaben, bis auf Buchstabenteile; bei denen er dann die jeweiligen Verschiedenheiten ihrer Schreibweise (abweichend von der Schulvorlage) konstatiert. Diese Abweichungen faßt er zu einzelnen Zeichen, den signes fixes zusammen, die ihm nun der Beweis für das Vorhandensein einer bestimmten Charaktereigenschaft sind, was er empirisch festgestellt hat. Fehlt das Zeichen, « signe négatif », so spricht das – nach Michon – für das Vorhandensein der gegenteiligen Eigenschaft. Es gibt also eine direkte Entsprechung von Zeichen und Charakteren. Diese ganze Lehre nun ist – worauf von Klages hingewiesen wird –, nichts weiter als die Umsetzung der atomistischen Lehre zu Michons Zeit auf den Charakter und seine Manifestation in der Schrift. Mit diesen Zeichen ist nun allerhand Brauchbares und Fruchtbares geschaffen worden, wenn man von andern Voraussetzungen als Michon ausgeht. Und Michon selbst überließ sich ihnen auch nicht in dem Maß, wie es nach seiner Lehre den Anschein haben könnte. Nach seinem Tod aber macht diese Lehre Schule in ungeahntem Maß – sie hat den Vorzug der Einfachheit für sich dank ihrer mechanischen Erlernbarkeit – Zeichen für Zeichen wird entdeckt, die Handschrift verliert jede Lebendigkeit, nach Michons Rezept destilliert man Analysen, die mit dem wahren Charakter des Analysierten kaum entfernte Ähnlichkeit aufweisen.

Gegen diese rein statische, starre Auffassung der Schrift wendet sich dann Crépieux-Jamin<sup>1)</sup> mit mehr dynamischen – im Vergleich zu Klages Auffassung aber immer noch reichlich statischen – Anschauungen. Er stellt fest: es gibt überhaupt keine *absolut* gültigen Zeichen, sondern nur solche, die im Hinblick auf den Gesamtduktus einer Handschrift bedeutsam sein können und als *allgemeine* Merkmale der Schreibbewegung anzusehen sind. Aber Crépieux-Jamin kommt damit nicht, wie man meinen sollte, von der Statik los – er braucht sie, seinem

---

<sup>1)</sup> Seine Werke erschienen bei Flammarion, Larousse, Alcan & Société de Graphologie in Paris.

innersten Wesen nach. Wissenschaft ist für ihn einzig das exakt Meß- oder Errechenbare. Deshalb gelangt er zur Resultantentheorie, d. h.: sind zwei oder mehr Eigenschaften ausfindig gemacht, so läßt sich aus diesen eine neue Eigenschaft erschließen. Diese Methode nennt Saudeck « das kleine Einmaleins des psychologisch Primitiven » – mit Recht. Denn das Rechnen liegt sehr stark im Betätigungsfeld Crépieux-Jamins. Er hat berechnet, daß es, um die höchst simple Zahl 1 zu schreiben, mehr als 8 mit 23 Nullen Möglichkeiten gibt! So zu lesen in seinem Buch *Die Grundlagen der Graphologie*.<sup>1)</sup> Sind solche Dinge wirklich die Grundlagen einer wohlverstandenen Wissenschaft? Und vor allem, da es sich in der Graphologie um etwas höchst Lebendiges handelt – dem man mit Zahlen nie beikommen wird – sind mit solchen Dingen die Grundlagen der Graphologie geschaffen? Wir verneinen das entschieden. Aber für die französische Graphologie bedeutet dies die wissenschaftliche Fundierung. Dagegen hat man sich in Frankreich bis heute noch nicht bemüht aufzuzeigen, warum eine Schrift ureigen-tümlich ist nur *ihrem* Urheber und nicht einem Xbeliebigen.

Diese Grundlage ist von Preyer, Meyer, Klages gelegt. Die französische Graphologie ist leider unbegreiflicher Weise derart in sich ver-krochen, daß sie von den Klages'schen Forschungen so gut wie keine Ahnung hat, – kein bedeutendes deutsches graphologisches Werk ist ins Französische übersetzt!<sup>2)</sup>

Langsam wirbt sich im ausgehenden 19. Jahrhundert die Graphologie ihre Freunde auch in Deutschland. Da sind Schwiedland, Laura von Albertini (Pseudonym L. Meyer), Langenbruch. Sie sind französisch geschult und bereiten alle *den* Boden, auf dem Preyer, Meyer, Busse und Klages zu völlig neuen, bislang noch nicht ausgesprochenen Entdeckungen gelangen. Mit Preyers *Psychologie des Schreibens*<sup>3)</sup> ist es zu Ende mit der bislang gültigen, auch von Crépieux-Jamin noch vertretenen Anschauung, daß die Handschrift fixierte Gesten darstelle. Preyer prägt den Begriff « Gehirnschrift », d. h. die Schreib-bewegung geht aus vom Großhirn, weil die Entstehungsursache der Schrift die persönliche Schreibbewegung ist. Sie ist aber nicht abhängig von der Hand, sie kann auch durch den Mund, den Fuß

---

<sup>1)</sup> Niels Kampmann, Heidelberg.

<sup>2)</sup> Psychologische oder physiologische Deutungen werden von ihr als (unwissen-schaftliche) Metaphysik abgelehnt. Der Anschluß an die Ausdruckskunde ist nicht geschaffen. Man verläßt sich auf das experimentell Nachweisbare – versucht also das Lebendige (Seele) der Meßbarkeit zu unterwerfen!

<sup>3)</sup> 3. Auflage mit einem Geleitwort von Klages, L. Voß, Leipzig 1928.

erzeugt werden – und bei hinlänglicher Fertigkeit wird immer nur wieder die eigene « Handschrift » erzeugt. Weiter gelangt Preyer nicht. Immerhin ist das Buch heute noch sehr lesenswert und kann als erste Lektüre für den, der in das Gebiet einzudringen wünscht, nur empfohlen werden. Gleichzeitig mit Preyers Buch erschien *Graphologie, eine werdende Wissenschaft* von Hans H. Busse. Populärer geschrieben kündigt sich auch hier der neue Geist. Einen Schritt weiter gehen des Psychiaters Gg. Meyers *Wissenschaftliche Grundlagen der Graphologie*, 1901 erschienen. Meyer hat sich von Michons Anschauung, von der Zeichenlehre, völlig gelöst. Handschrift ist fixierte Bewegung und darum insoweit deutbar als allgemein physiognomische Bewegungen deutbar sind. Der Bewegungsablauf einer Handschrift läßt sich genügend rekonstruieren. Der Versuch der Deutung wird unternommen vom Bewegungsausdruck der Affekte her und unterstützt durch Veränderungserscheinungen bei Handschriften seelisch Kranker. Das Hauptgewicht wird darauf gelegt: zu untersuchen, in welcher Weise seelische Zustände auf die Bewegungsweise wirken.

Hiermit ist die Richtung eingeschlagen auf der Klages dann zu seinen grundlegenden Erkenntnissen kommt. Hiermit ist die Graphologie eingeordnet in das große Gebiet der Physiognomik, als deren wissenschaftlich fundiertester Zweig sie zu gelten hat. Graphologie ist Funktionsphysiognomik.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen von Preyers Buch wird in München von Busse, Klages und Meyer die « Graphologische Gesellschaft » gegründet, deren Organ, die *Graphologischen Monatshefte*, in den 12 Jahren ihres Erscheinens alles Wesentliche veröffentlichen, was in dieser Zeit an « Entdeckungen » zu veröffentlichen war. Aus Aufsätzen, die z. T. unter dem Namen Erwin Axel geschrieben waren, entsteht dann Klages' erstes graphologisches Buch *Probleme der Graphologie*; darauf folgen als wichtigste *Handschrift und Charakter*<sup>1)</sup>, *Einführung in die Psychologie der Handschrift*<sup>1)</sup>, *Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft*<sup>2)</sup>, letzteres besonders für den theoretischen Unterbau wichtig. Das Allerwichtigste nun, was Klages formulierte, ist das sog. Ausdrucksgesetz: « Jeder innern seelischen Bewegung entspricht die ihr analoge äußere. » Damit haben wir absolut sichern Boden unter uns für die Untersuchung einer Schrift und zugleich die wissenschaftliche Grundlegung der Graphologie. Damit wird die Schrift zur fixier-

<sup>1)</sup> J. A. Barth, Leipzig.

<sup>2)</sup> Niels Kampmann, Heidelberg.

ten Ausdrucksbewegung und darum bezeichnet uns nun der gewohnheitsmäßige Grad des Schwankens der Schriftelemente genau den Grad der persönlichen Affizierbarkeit. Hieraus aber wird deutlich, daß es wissenschaftliche Graphologie nicht geben kann ohne eine Wissenschaft vom Ausdruck (vgl. oben), welche hinwiederum ohne eine Wissenschaft von den Charakteren nicht auskommen kann, deren Grundlagen von Klages in seinem Buch *Grundlagen der Charakterkunde*<sup>1)</sup> geschaffen sind. Das zweite Ausdrucksgesetz lehrt, «daß die Bewegungsformen beeinflußt werden vom persönlichen Raumgefühl», woraus sich also z. B. der erhebliche Zeilen- und Wortabstand eines kritisch und klar denkenden Menschen erklärt. Aber alle Ausdrucksmerkmale sind *doppeldeutig*: z. B. kann eine Schrift große Erregbarkeit ausdrücken. Dafür sind aber zwei Entstehungsmöglichkeiten da, beispielsweise: Zartheit und Reizbarkeit. Wäre es nun nicht möglich, sich mit Sicherheit für das eine oder andere zu entscheiden, so wäre die Graphologie auf der Grundlage der Ausdruckskunde ein Nonsens. Die Entscheidung darüber aber, ob man ein Ausdrucksmerkmal positiv oder negativ zu werten hat hängt ab von dem Formniveau, d. i. dem Eigenartsgrad der jeweiligen Handschrift im Verhältnis zum Durchschnitt der jeweiligen Zeit. Je höher der Eigenartsgrad, um so mehr hat man alle Merkmale positiv zu bewerten und umgekehrt. Der Begriff des Formniveaus ist vielleicht der schwierigste von allen Begriffen der Klages'schen Graphologie, zugleich auch der angefeindete und vor allem: der wesentlichste und kennzeichnendste. Denn hiermit ist als eigentliches Fundament der Graphologie das gesetzt, was auch das ureigenste und grundlegende ist: das Leben, bzw. der lebendige Mensch als Urheber einer Handschrift, nicht irgendein sog. Gesetz aus Statik oder Mechanik. Eigenartsgrad: d. i. der Grad der persönlichen Lebensfülle (oder Lebensleere); einzig diese ist Urheber des jeweils individuellen Ausdrucks, der stets eine Bewegung ist, resp. aus einer Bewegung erwächst. Daraus wird zweierlei verständlich: einmal, daß nur der zu einem guten Graphologen taugt, der imstand ist, Niveauunterschiede nicht nur zu unterscheiden, sondern auch richtig zu bewerten, d. h. er muß selber irgendwie an der Fülle des Lebens teilhaben und darf nicht eine verknocherte Hirnmaschine sein – was an sich selbstverständlich ist, nicht aber ohne weiteres als solches eingesehen zu werden pflegt. Ferner: daß der Mensch als ein werdendes, wirkendes, lebendiges,

---

<sup>1)</sup> J. A. Barth, Leipzig.



dynamisches, nicht aber als seiendes, unveränderliches, starres, geronnenes, statisches Wesen begriffen wird, womit vorausgesetzt wird, daß sich grundsätzlich das Quantum «Leben» nicht errechnen, nicht beweisen läßt, wäre es doch sonst nicht was es ist: Leben. Die französische Schule aber, wozu in diesem Fall auch Robert Saudeck gerechnet werden muß, lehnt den Begriff des Formniveaus als «unwissenschaftlich» ab, da er nicht absolut, nicht berechenbar, nicht meßbar, nicht rational erfaßbar, sondern verschwommen und unklar und angeblich nicht ohne persönliche Beziehung zu Klages erlernbar sei.<sup>1)</sup> Es gibt aber auch nicht einen Lebensvorgang, der restlos rational zu durchleuchten oder zu erfassen wäre!

Da nun das Leben als solches durchaus jenseits aller menschlichen Forderungen an das Leben verläuft, ist es wohl klar, daß eine Handschriftanalyse als Darlegung der rein charakterologischen Struktur eines Menschen sich jeglicher Werturteile zu enthalten hat. Auf die amoralische Beschaffenheit einer Analyse damit hingewiesen zu haben halten wir für erforderlich, da erfahrungsgemäß aus einem Nichtwissen oder Nichtbeachten dieses Umstandes vielfach irrige Beurteilungen oder Mißverständnisse oder gar gänzlich Unverstehen von Analysen resultiert. Andererseits schneidet eine mustergültige Analyse wohl auch Charakterschichten so tiefer Lage an, daß eine Kontrolle vielleicht erst nach Jahren oder Jahrzehnten, vielleicht auch nie möglich wird, weil eine Auswirkung dieser Schichten Konstellationen bestimmter Art voraussetzt.

Hieraus darf aber der Graphologie kein Vorwurf gemacht werden, so wenig wie daraus, daß es wissenschaftlich *nicht* möglich ist, mit absoluter Sicherheit das Alter oder das Geschlecht oder den Beruf oder bestimmte Krankheiten zu bestimmen, kann doch ein junger Mensch innerlich alt sein und sich also dergestalt in seiner Schrift spiegeln. Was das Geschlecht betrifft, so gibt es Frauen mit ausgesprochen männlichen Schriften und Männer mit ausgesprochen weiblichen Schriften – das dünkt uns so selbstverständlich, daß wir erst gar nicht näher darauf eingehen. Der Beruf vollends ist heute zu einer meist so äußerlichen Angelegenheit für den Inhaber geworden, daß er sich heute nur in den selteneren Fällen irgendwie andeutet. Auch «Genie» als etwas wesentlich Außermenschliches und nur *durch* den Menschen Wirkendes, ist graphologisch nicht nachzuweisen. Was Krankheiten betrifft, so ist

---

<sup>1)</sup> Auch Pulver bemäkelt ihn als zu einseitig und zu ästhetisch, um ihn dann aber unter neuer Flagge wieder einzuschmuggeln und zu empfehlen.

hier allergrößte Vorsicht geboten. Geistesgestörtheit z. B. ist nur in vorgeschrittenerem Stadium erkennbar, aber auch dann nur so, daß man keine sichere Diagnose auf die Art der Erkrankung stellen könnte. Faßt man den Begriff der Krankheit als Störung eines normalen rhythmischen Ablaufs auf, so lassen sich solche Störungen allerdings vielfach feststellen, ohne indes die Art der besonderen Störung zu erweisen. Werden in der Tat gelegentlich richtige Diagnosen über eine Krankheit durch einen Graphologen gestellt, so sind sie wissenschaftlich nicht beweisbar und entspringen einer durchaus intuitiven Begabung, welche wir gar nicht in Abrede stellen. Aber man hüte sich vor Tafeln wie Frau Anja Mendelssohn sie in ihrem Büchlein *Der Mensch in der Handschrift*<sup>1)</sup> bringt: über den Ausdruck des Sexuallebens in den Unterlängen. Gerade das Gebiet der Sexualität und seiner Anomalien ist heute graphologisch noch viel zu wenig erforscht und viel zu unsicher, als daß man derartige Tafeln überhaupt veröffentlichen sollte. Überhaupt halten wir den Versuch der Frau Mendelssohn « psychoanalytische Graphologie » zu treiben nicht für aussichtsreich (es sei denn geschäftlich), wenschon es an und für sich begrüßenswert ist, Auswirkungen der Sexualität in der Schrift zu erforschen. Aus Vorsicht und Sachlichkeit hat Klages bislang vermieden sich über dies Gebiet näher auszulassen.

Alles was seit Klages über das Gebiet der Graphologie veröffentlicht wurde, zahlenmäßig eine Menge, baut auf ihm auf, exzerpiert ihn, popularisiert ihn, verwässert ihn – mit wenigen Ausnahmen. Ein wirklich neues Gebiet erschloß Minna Becker mit ihrer *Graphologie der Kinderschrift*<sup>2)</sup>. Mit klagesischer Methodik hat sie das Gebiet urbar gemacht und wesentliche, neue Aufschlüsse über die Psychologie der Kinderschrift vermittelt; von besonderem Interesse sind die Untersuchungen über Kritzeleien, auf deren Bedeutsamkeit auch von Prinzhorn in der *Bildnerie der Geisteskranken*<sup>3)</sup> schon hingewiesen wurde. Saudecks *Wissenschaftliche Graphologie*<sup>4)</sup> verdient lediglich wegen ihrer zahlreichen ausländischen Schriftproben Beachtung, im übrigen polemisiert der Verfasser gegen Klages, versucht Klages mit Crépieux-Jamin zu verkuppeln und destilliert aus allen ihm zugänglichen Systemen eine Graphologie für den Hausgebrauch, mit viel Regeln, Gesetzen – es ver-

---

1) E. A. Seemann, Leipzig.

2) N. Kampmann, Heidelberg.

3) J. Springer, Berlin.

4) Drei-Masken-Verlag, München.

läuft alles so erschütternd einfach im Charakter der Menschen und in der Ausdeutung ihrer Schriften, daß nach seinen Rezepten keiner verfehlen wird Graphologie zu erlernen, wie früher jede wohlgezogene Tochter Piano spielen lernte. Saudeck ist ein Vertreter der « Rädchenpsychologie », um uns eines klagesischen Terminus zu bedienen. Max Pulvers *Symbolik der Handschrift*<sup>1)</sup> hat zwar die Präention etwas Neues und ganz Besonderes zu bringen, wird dem aber nicht eigentlich gerecht. Terminologisch ersetzt er eine Menge durch Klages geschaffener deutscher Begriffe durch weit weniger eindeutige, belastete und schillernde Fremdworte; methodisch versucht er, nicht sehr glücklich wie uns scheint, gewisse psychoanalytische Dinge mithineinzunehmen, ohne damit aber zu einem größeren Tiefgang zu kommen. Das Buch begnügt sich häufig mit apodiktischer Dogmatik statt psychologische Erklärung zu geben. Für den allerdings, der ein wenig in graphologischen Dingen erfahren ist, wird es mancherlei Interessantes bieten, Anregungen geben, zumal es über ausgezeichnete Schriftproben verfügt und mit manchen Bemerkungen eindeutige und treffende Kennzeichnungen lebendiger, menschlicher, kultureller Sachverhalte gibt. Seine diagnostischen Methoden zum Erkennen von Krankheiten etc., die Pulver für spätere Bände verspricht, sind, nach dem was man aus seiner Praxis hört, mit Interesse zu erwarten – denn hier scheint dem Vernehmen nach seine Stärke zu liegen. Otto Kellners *Vom Ausdrucksgehalt der Handschrift* ist dankenswert durch das reiche Schriftmaterial das es bringt und größtenteils eingehend analysiert. Kellner steht durchaus auf dem Boden von Klages und kann als recht brauchbares Vehikel zur weiteren praktischen Durchbildung des Graphologen angesehen werden. In diesen Zusammenhang gehören auch die Bücher und Büchlein von Langenbruch, Busse, Gerstner<sup>2)</sup>, sowie die in der *Zeitschrift für Menschenkunde* und dem seit kurzem damit vereinigten *Zentralblatt für Graphologie* erscheinenden Aufsätze über speziellere Themen der Graphologie. All diese Veröffentlichungen gehören in das Gebiet der « Übungsbücher » – und der Übung bedarf der Graphologe in außerordentlichem Maß, genau wie der Arzt, will er ein guter Diagnostiker sein; eine große Erfahrung an « Fällen » hinter sich haben muß.

Auf alle Einwände, die man gegen die Graphologie erhoben hat, einzugehen, mangelt es hier an Raum, auch läßt sich das allenthalben in graphologischen Büchern genugsam nachlesen. Wir greifen nur heraus,

1) Orell Füßli, Zürich.

2) Alster-Verlag, Hamburg.

was auf den Laien den stärksten Eindruck zu machen pflegt: man könne doch die Schrift willkürlich abändern oder gar sich bestimmte Dinge, die man gesehen oder die man schön finde, angewöhnen. Das ist in der Tat möglich, sogar häufig. Indes, der Graphologe kennt Gesetze nach denen sich diese willkürlichen Veränderungen vollziehen, er kennt auch die Punkte, wo trotz allen Änderungsbestrebens das Ursprüngliche bleibt; und nicht zuletzt schöpft er grade aus der Tatsache und der Art des sog. « erworbenen Duktus » wertvolle Schlüsse darüber, als was der betreffende Schrifturheber vor sich und der Welt gelten möchte.

Überblicken wir die Entwicklung der Graphologie in Deutschland – denn nur hier ist überhaupt von einer Entwicklung im Sinn einer Wandlung zu sprechen – so sehen wir, daß man auch auf diesem Teilgebiet menschlichen Mühens und Forschens da angelangt ist, wohin die allgemeine Richtung uns deutlich zu weisen scheint: dem wirklich Lebendigen, das jenseits aller begrifflichen Abstraktionen sich auswirkt und das das Einzige ist, von wo aus eine Erneuerung des alten und verbrauchten Abendländers einsetzen kann, so sie überhaupt einsetzen wird. Man nehme darum Einwände gegen die Graphologie, sie sei ethisch verwerflich, zumindest bedenklich und gefährlich, da sie beispielsweise durch die Rücksichtslosigkeit ihres Aufdeckens von Schwächen oder ideologischen Überbauungen, von systematischen Selbsttäuschungen einen Menschen, dem eben dies noch den letzten Halt bedeute, auch um diesen noch bringe und ihn einem ungewissen Schicksal und seiner Hilflosigkeit überlasse – – man nehme solche Meinungen nicht allzu tragisch. Die Graphologie ist nicht dazu da, die Schwächen der Menschen zu stützen.